



Susanne Rauprich hat ihren Mann nach einer Hirnverletzung bis zu seinem Tod gepflegt und darüber ein Buch geschrieben.

Foto: Michael Bause

„Angst, nie wieder lachen zu können“

Wer einen Menschen pflegt, erlebt auch Wut und Verzweiflung - Kölnerin schreibt Gefühle in einem Buch auf

VON CLAUDIA LEHNEN

Im Arbeitszimmer hängen zwei Fotos: Ein Mann sitzt da rechts vom Tisch im Sand, Turnschuhe, Fleecejacke, ein entspanntes Lächeln. Gegenüber blicken fragende Augen aus einem Porträt, als wäre dahinter eine Flamme erloschen. Wer nach Spuren sucht, der findet sie überall in diesem Haus: im Garten zwischen dem Birnbaum und der Terrasse, wo bemalte Steine neben Muscheln aus Texel liegen. Im Wohnzimmer, wo sein brauner Ledersessel steht.

Wenn Susanne Rauprichs Blick an diesen Fotos hängen bleibt, durchlebt sie mehrere Epochen ihres Lebens gleichzeitig: die Zeit mit Gernot vor dem Unfall. Die Zeit mit Gernot nach dem Unfall. Die Zeit ohne Gernot. Zwei Jahre trennen das erste Foto vom zweiten. Am 4. August 2011, ein Sommertag, stürzte ihr Mann vom Fahrrad. Ein „Herzereignis“ nannten es die Ärzte. Eine Notärztin mühte sich länger als 30 Minuten ihn wiederzubeleben. Gernot wachte auf, allerdings nicht als er selbst.

„Im Nachhinein verblissen ja die traumatischen Erinnerungen. Das ist ein normaler Schutzreflex.“ Susanne Rauprich sitzt am großen Holztisch ihres Hauses in Köln. Draußen fegt der Wind durch den Garten, der sich wie ein Handtuch bis zu einem Schuppen erstreckt, in dem früher Kaninchen hausten. Rauprich hätte über die neun Jahre der Pflege ein Buch schreiben können, das in warmem Ton von Zusammenhalt handelt und von Liebe, die auch nach einem Schicksalsschlag geeignet ist, ein Familienleben zu tragen. Ein Buch, in dem die schlimmen Erfahrungen im goldenen Vergessen versunken wären, erträglich gemacht durch den gnädigen Blick des zeitlichen Abstands und versteckt hinter wohlgedachten Formulierungen. Rauprich hat sich gegen so ein Buchentschieden. Sie wollte anderen

weitergeben, was sie wirklich erlebt hat, roh, unmittelbar. Deshalb hat sie ihre Tagebucheinträge hervorgeholt und unter dem Titel „Leben auf den Kopf gestellt“ veröffentlicht. Wer sie liest, sitzt nicht in Rauprichs Erinnerung, sondern mitten im Sturm. So wie all die anderen Menschen, die einen Angehörigen pflegen. Rauprich will ihnen Mut machen und ihnen Worte für ihre Gefühle geben. Offenbar ist ihr das gelungen. Eine Leserin schreibt als Rückmeldung: „Ich habe auch lange, viel zu lange meinen Mann durch die Hölle begleitet und die ganze Bandbreite der Gefühle genau so empfunden, wie Sie sie beschreiben. Jahrelang habe ich deswegen mit mir gehadert und mich mancher heftiger, negativer Reaktionen geschämt.“

„Ich lebe wie in einer Nebelwolke – ziemlich gefühllos und ohne Elan, ohne Kraft und ohne Lebensfreude“

Susanne Rauprich,
Buchautorin

Das Tagebuch wirft den Leser zurück zu einem späten Nachmittag im August 2011, die Koffer für den Familienurlaub waren schon gepackt, Rauprich stand auf dem Hockeyfeld. Bis die Polizei kam. Ihr Mann sei im Wald gefunden worden, vom Rad gestürzt, er liege in der Klinik. Zunächst Autopilot: Tochter bei einer Freundin unterbringen, nach Leverkusen ins Krankenhaus. „Und dann sah ich meinen Mann im Koma. An Geräten, der Körper runtergekühlt“, sagt sie. „Das ist nicht schön, und keiner wusste, was passiert ist.“ Und erst recht nicht, was passieren wird. Was dann folgte, ist eine Geschichte von der Hoffnung, die immer mehr

verschwindet. Vier Wochen auf der Intensivstation. Ein halbes Jahr in der Reha. Dann der bittere Satz: Kümmern Sie sich um ein Heim. Rauprich will kein Heim. Sie will ihren Mann. Sie will es zumindest versuchen, auch wenn der Kraftakt enorm ist. „Das ist Psychoterror. Denn Sie wissen genau: Sie haben noch zwei Wochen bis zur Entlassung, dann müssen Sie für ein komplett neues Leben bereit sein.“ Ein Krankenhausbett im Arbeitszimmer, Baustelle im Badezimmer, damit ein Rollstuhl durch die Tür passt, eine Pflegerin für die ersten vier Wochen. Und dann: Warten auf das Wunder, das nicht eintraf. Im Buch heißt es: „Ich lebe wie in einer Nebelwolke – ziemlich gefühllos und ohne Elan, ohne Kraft und ohne Lebensfreude.“

Dabei gab es durchaus Fortschritte: Gernot sprach in ganzen Sätzen. Gernot erkannte seine Frau und seine Kinder. Er konnte kurze Strecken laufen, physikalisch genau erklären, was Higgs-Teilchen sind oder wer Willy Brandt war. Alte Reflexe. Trotzdem blieb der Gernot, den die Familie kannte, seltsam verschwunden. „Er verstand nicht, was passiert war. Worüber wir redeten. Konnte keinem Gespräch folgen. Wurde aggressiv, vergaß alles sofort.“ Ein Gehirn in Trümmern.

Die Krankheit habe ihr jede Freiheit geraubt, sagt Rauprich. „Ich konnte nicht schnell ein Brötchen kaufen gehen. Ich konnte nicht in den Garten, nicht an den Schreibtisch im Nebenzimmer, nicht auf die Toilette. Mein Mann hat sofort ausdauernd und penetrant nach mir geschrien.“ Auch nachts. Manchmal fünf Minuten lang, ohne Unterlass.

Rauprich rieb sich auf zwischen Geldsorgen und der Pflege rund um die Uhr. Dazu zwei Teenager, denen sie möglichst viel normales Leben zugestehen wollte. Sie war wütend, hilflos, sie konnte ihren Mann an manchen Tagen kaum ertragen. „Ich

habe Angst, depressiv zu werden. Ich habe Angst, das Lachen zu verlieren und nie mehr lachen zu können. Ich habe Angst, nie mehr glücklich werden zu können“, schreibt sie. Hilfe tat not. „Schließlich musste ich auch Geld verdienen.“ Sie versuchte, eine Wohngruppe zu gründen, sie beantragte eine Pflegeassistenz, sie tauschte sich aus, sie schrieb Briefe an die Krankenkasse, an Politiker. Am Ende blieb sie ein tragischer Einzelfall, für den es keine Regel gab und auch keine strukturelle Hilfe. Auch das soziale Netz bekam Risse in diesen Jahren. „Es gab viele ehemalige Freunde, die uns nicht mehr eingeladen haben“, sagt Rauprich. „Sie sagten: Das deprimiert uns alle zu sehr. Wir kennen ihn ja von früher.“ Einige Freundinnen hätten sich zu Hilfe bereiterklärt. Aber das, was Rauprich sich wünscht, bietet ihr niemand an: sich einfach eine Stunde neben ihn setzen. Sie gehen lassen.

Rauprich fand schließlich selbst eine Lösung. Sie mietete eine barrierefreie Wohnung zwei Straßen entfernt. Dazu eine 24-Stunden-Betreuung. Sie war zwar weiterhin verantwortlich für alles – Medikamente, Ärzte, Hygiene. Aber sie konnte weggehen. Sie konnte wiederkommen. „Wir haben aufgetan.“

Als Gernot im Dezember 2020 starb, sangen die Beatles „Imagine“ zur Beerdigung. Rauprich, die Freunde und die Familie tranken gemeinsam ein Glas Rotwein. „Mit dem Tod kam der erste Gernot wieder zu uns zurück. Plötzlich konnten wir ihn wieder so in Erinnerung haben, wie er früher war.“

Etwas Gold schimmert am Ende des Buches dann doch durch. Wenn Rauprich heute zurückdenkt, dann ist da ja auch viel Dankbarkeit. Sie hat einen neuen Partner kennengelernt, von dem sie auch Gernot noch erzählen konnte. Sie hat ihre Kinder durch die Katastrophenjahre großziehen können. Sie ist derzeit im

Senftöpfchen mit ihrem Bühnenprogramm zur Stadtgeschichte zu sehen. Trotzdem will sie die Momente der Verzweiflung, der Wut, der Ablehnung nicht vergessen. Vor allem will sie davon erzählen für diejenigen, die gerade jemanden pflegen. „Es liegt mir am Herzen, dass das Buch die Menschen erreicht, die Ähnliches erlebt haben.“ Schließlich sei Pflege ein Vollzeitkampf.

MEIN PUNKT



CLAUDIA LEHEN

Resilienz ist die Fähigkeit, die mich an Menschen am meisten beeindruckt. Den Widrigkeiten des Lebens ein Trotzdem entgegenzustellen, sich wieder aufzurappeln, weiterzumachen. Wenn sich dazu dann auch noch Ehrlichkeit gesellt, die eben nichts schönfärbt, keine Heldengeschichte erzählen will, sondern sagt, was ist, in aller manchmal unschönen Deutlichkeit, dann gereicht mir das als Vorbild. Und gibt mir Mut. Ich hoffe, Ihnen auch!

BUCHTIPP

Susanne Rauprich: „Leben auf den Kopf gestellt“ – eine Familiengeschichte über Verlust und Zusammenhalt. Erschienen bei Raup Edition, 19,95 Euro.

